

an, die Beine zittern, die Muskeln zucken, aber es vermag nicht, die in Sand und Steingeröll eingesunkenen Räder des Schmerdelabens Wagens herauszuziehen. Statt ihm eine Ruhepause zu gönnen, statt es durch freundliche Worte, für die das Pferd so empfänglich ist, zu ermuntern, statt wegzuräumen, trat besonders auf den Bau- und Abblatplätzen die Bewegung der Räder hindert, schlägt der rohe Knecht unaufhörlich mit dem Peitschenstiel das Thier über die Beine, auf den Kopf, stößt es mit dem Stiefelabsatz in die Weichen, und bricht es endlich zusammen in lautlosem Schmerz, dann wird keine Quälerei unversucht gelassen, um die „Schindmähre“ wieder auf die Beine zu bringen. Wer je solch ein armes Thier in dieser Weise monatelang, selbst jahrelang zu Tode quälen sah, der wird zugeben, daß dies eine Vivisektion ist, fast grausamer und jedenfalls viel, viel massenhafter, als diejenige mit Messer und Pinzette. Könnte das Pferd heulen und wehklagen wie andere Thiere, unsere Straßen würden widerhallen von dem Jammergeschrei dieses unglücklichsten Geschöpfes. Zu all dem Elend eines solch' alten, bis zum letzten Knochen ausgeschundenen Pferdes kommt, daß es sich nicht einmal Nachts hinlegen und ausruhen kann. Seine heißen Glieder machen ihm das unmöglich. Es weiß, daß es nicht mehr aufstehen kann, wenn es sich legt, und so schlummert es stehend. Wie elend solch' ein Thier ist, beweist auch der Umstand, daß es, wenn in Ruhe und zur Mast gestellt, nur wenig fressen kann. Es befindet sich vor Aufregung und Schmerzen in einem fieberhaften Zustand. Erst nach ein paar Wochen frisst es reichlich und gern.

Die wahr ist doch der Name, den ein französischer Schriftsteller dem Pferde gab: „Märtyrer der Arbeit!“ Hungernd, frierend, durch Schmerzen gepeinigt, zu maßloser Anstrengung gezwungen, grausam geschlagen, keine Ruhe für den in Pein und Ermüdung zuckenden Körper, und diese Marter jahrelang erdulden müssen, jahrelang qualvoll sterben müssen — o du armes unglückliches Thier! Welcher Lohn für deine Treue, deine Geduld, deine dem Menschen geleisteten großen Dienste!

Louison.

Ergählung von Bruno Köhler.

(8. Fortsetzung.)

V.

Raum als der Tag graute, war Walthers schon wieder munter. Er kleidete sich an und begab sich in den Garten hinab, um dort im Freien den Kaffee zu sich zu nehmen. Wohl hatte er bemerkt, daß die Fenster seiner schönen Nachbarin bereits geöffnet waren, aber die Hoffnung, ihr unten im Garten zu begegnen, ward vereitelt, da die Gräfin während des ganzen Vormittags ihr Zimmer nicht verließ. — Hatte sie erfahren, daß sich ein neuer Hausgenosse eingestellt, genirte sie dessen Nähe, und wollte sie ihm im voraus zu verstehen geben, daß sie einer Berührung gänzlich unzugänglich war?

Indessen hatte sich die Ungebild Walthers, ihr gegenüber zu stehen, zu einer Art von Fieber gesteigert. — Endlich, beim Diner sollte sein Herzenswunsch in Erfüllung gehen, eine Begegnung mit ihr stattfinden. Man hatte ihm die Frage vorgelegt, ob er allein auf seinem Zimmer zu speisen wünsche, oder ob er an der gemeinsamen Tafel im Speisesaal seinen Platz einzunehmen wünsche.

Auf seine rasche Antwort, daß er sich der im Hause herrschenden Anordnung fügen würde, hatte man ihm mitgetheilt, daß diese bisher das gemeinsam eingenommene Mittagmahl befürwortet habe, da dadurch ein freundschaftlicher Verkehr, ein gefälliges Zusammensein unter den jeweiligen Hausgenossen angebahnt worden sei. Da Walthers eben dieses Ziel im Auge hatte, entließ er die Fragestellerin mit dem Bescheide, daß diese Einrichtung seinen vollen Beifall habe und er sich zur bestimmten Stunde an der gemeinschaftlichen Tafel einfinden würde.

Er traf beim Betreten des Speisesaales, eines lichten, hellen, nach dem Garten zu gelegenen Raumes, die Dame des Hauses und deren Mädel in demselben. Gleich darauf fand sich noch ein älterer, gichtbrüchiger Herr ein, der, nach dem intimen Verkehr mit den beiden Damen zu schließen, ein langjähriger Gast in diesem Hause sein mochte. Walthers hatte sich soeben mit ihm bekannt gemacht, als sich die nach dem Garten hinführende Glasthür öffnete und die Gräfin mit ihrer Begleiterin in den Speisesaal trat.

Mit einem stummen Gruß und einer leichten Verbeugung wollte die erstere ihren Platz an der Tafel einnehmen, indessen wurde sie von der Wirthin des Hauses zurückgehalten, und empfing von dieser die leise gesprochenen Mitteilung, daß seit gestern ein neuer Gast unter ihrem Dache weile, zugleich bat sie um die Erlaubniß, ihn der gnädigen Frau vorstellen zu dürfen. Mit einer kurzen Zustimmung gab die Gräfin ihre Erlaubniß dazu.

Walthers, der mit klopfendem Herzen und vor Erregung leicht geröthetem Gesicht den Eintritt der so lange Gesuchten beobachtet hatte, war auch der halblaut geführten Unterhaltung der beiden Damen gefolgt und trat jetzt mit einer zeremoniellen Verbeugung zu ihnen heran. Die Wirthin nannte der Gräfin seinen Namen, worauf diese den übrigen selbst hinzufügte.

Ohne weiter ein Wort zu wechseln, nahm man die Plätze an der Tafel ein. Walthers erhielt seinen Sitz der Gräfin gegenüber. Er hätte aufjubeln mögen, daß er ihr so nahe sein durfte.

War es nur Zufall oder Glaube er recht gesehen zu haben, daß er in ihrem Antlitze eine momentane Verwunderung aufleuchten sah, als sie sich auf ihren Stuhl niederließ und ihr Blick dabei flüchtig sein Gesicht streifte. Vielleicht, daß ihr seine Züge bekannt erschienen waren, wenn sie auch nicht wußte, wo sie denselben begegnet war. Auch als sie zum ersten Male den Klang seiner Stimme vernahm, kam es

Walthers vor, als ob sie unwillkürlich aufhorche. Die scheinbare Ruhe und Wortfargheit, die er indessen zur Schau trug, mußte ihre Beunruhigung bald verstreut haben. Ohne sich mit einem Wort an der Unterhaltung der Tischgesellschaft zu betheiligen, saß sie da, kaum den Vorgängen in ihrer Nachbarschaft Aufmerksamkeit schenkend, immer nur ihren eigenen Gedanken nachhängend.

So schwer es Walthers wurde, vermied er es doch, der Gräfin eine besondere Beachtung zu schenken. Lag es ihm doch zunächst hauptsächlich daran, sie und seine Umgebung sicher zu machen, daß ihn kein anderer Zweck, als der sich zu erholen, in dies Haus geführt. Nur widerstrebend ließ er sich von den Damen des Hauses und dem alten Herrn in ein Gespräch ziehen. Der letztere, der ein pensionirter Soldat war und dessen größter Kummer zu sein schien, daß er den letzten glorreichen Feldzug nicht mehr hatte mitmachen können, wollte Walthers beständig, zu einem Bericht seiner Erlebnisse während des letzten Krieges animiren, doch wußte dieser stets den vielen Fragen geschickt auszuweichen. Nur einmal konnte er sich nicht versagen, die Theilnahmslosigkeit der Gräfin auf die Probe zu stellen. Auf die von seinem Tischnachbar an ihn gerichtete Frage, wo er seine schon früher zur Sprache gebrachte Verwundung erhalten habe, nannte er das Gefecht bei Le Bourget. Dann fügte er wie unabsichtlich hinzu, daß man ihn in ein Lazareth in der Umgegend von Garges gebracht habe, wo er vierzehn Tage lang bis zu seiner Wiederherstellung geblieben sei.

Die Erwähnung des Ortes Garges hatte der Gräfin das Blut in die Wangen gejagt. Ohne auf ihr Gesicht zu blicken, gewahrte Walthers die große Erregung, die seine Worte in ihr hervorgebracht hatten, an dem Zittern ihrer Hände. Er bereute schon, in so leichtsinniger Weise die Gefährdung seines Geheimnisses herbeigeführt zu haben, als er plötzlich vernahm, daß die Gräfin das Wort an ihn richtete.

Mit ihrer melodischen, jetzt leise vibrirenden Stimme fragte sie, ihm fest in die Augen blickend: „Haben Sie — vielleicht durch Zufall — das in jener Gegend liegende Schloß Ravais betreten oder irgend eine Nachricht darüber empfangen?“

„Schloß Ravais?“ wiederholte Walthers gedehnt, ihrem Blick voll bezeugend. Wußte er doch im Augenblick nicht, welche Antwort er ihr geben sollte. Die Zeit, sein Geheimniß preiszugeben, schien ihm noch nicht gekommen. Endlich sagte er, indem er sich die Stirn rieb, wie um eine Erinnerung heraufzubeschwören: „Es ist mir so, als ob ich den Namen hörte!“

„Und haben Sie vielleicht über die Bewohner, über den Besitzer desselben etwas Näheres vernommen?“ Die Gräfin preßte bei dieser Frage unbewußt ihre Hand auf Herz.

Walthers zögerte mit seiner Antwort, dann sagte er langsam: „Ich glaube — ja, es kann möglich sein — ich kann mich nur augenblicklich nicht genau erinnern, welcher Art jene Nachrichten waren. Doch habe ich während des ganzen Feldzuges ein genaues Tagebuch geführt, in das ich gewissenhaft selbst den geringsten Umstand meiner Erlebnisse verzeichnete. Vielleicht, daß ich darin eine Antwort auf Ihre Fragen fände.“

„Sie würden mich zu großem Dank verpflichten, wenn Sie mir irgend welche Mittheilungen machen könnten,“ gab die Gräfin gepreßt zurück.

„Noch heute werde ich nach Hause schreiben, um mir jene Aufzeichnungen kommen zu lassen!“ erwiderte darauf Walthers. „Es würde mich unendlich freuen, Ihnen auf Ihre Fragen befriedigende Antworten geben zu können!“

Man hob die Tafel auf. Die Damen zogen sich in ihre Zimmer zurück. Die Gräfin hatte für Walthers respektvollen Gruß eine höfliche Verbeugung. Sie ging in den Garten hinunter, um den von ihr bevorzugten Platz in der Laube aufzusuchen. Walthers blieb noch eine Weile in Gesellschaft des alten Herrn im Speisesaal zurück. Als dieser sich zu seinem Mittagesslächchen zurückzog, trat Walthers hinaus auf die Gartenterrasse. Er sah die Gräfin in der Laube sitzend, doch vermied er es, ihr zu nahen. Konnte er doch über das Ergebnis seines ersten Beisammenseins mit ihr höchlichst zufrieden sein. Sie wußte von dem Tode ihres Gemahls noch kein Wort, das war ihm klar geworden. Die Anklage über ihre heimliche Entfernung und wiederum die Angst, ihr Loos mit dem jenes leidenschaftlichen Menschen verknüpft zu wissen, mußten den Druck auf ihre Seele ausüben, den martervollen Zustand herbeirufen, der sich so deutlich auf ihren blassen Zügen ausprägte.

Und doch durfte er ihr nicht so schnell die Freiheit verkünden, er mußte ihr erst näher getreten sein. Der Gedanke, daß sie ihm jetzt, wo er sie kaum wiedergefunden auf neue entellen könnte, hatte etwas Erschreckendes für ihn.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischte Nachrichten.

— Bismarck. Kürzlich wurde in dem nahen Dorfe G. eine Familie und mit ihr die ganze Dorfschaft durch ein Dubsenstück in große Aufregung

versetzt. Ein junges Brautpaar wollte Hochzeit machen, die Hochzeitsgäste, etwa 80 an der Zahl, waren geladen, die Vorbereitungen getroffen, am folgenden Tage sollte die Hochzeit gefeiert werden. Am Tage vor der Hochzeit bezog sich der Schulze nach den Aushang, um das Aufgebot, welches er ordnungsmäßig 14 Tage ausgehängt hatte, zu holen. Wer beschreibt aber seinen Schrecken, als der Aushang leer war, das Aufgebot fehlte; der Kasten war mittels Nachschlüssels geöffnet, das Aufgebot gestohlen. Noch größer war aber der Schrecken des Brautpaares und der Brauteltern, denn alle Vorbereitungen zur Hochzeit schienen umsonst zu sein. — Das Standesamt befindet sich im nahen N. Dortbin eilten Ortsvorsteher und Brautvater; aber der Standesbeamte sagte: ohne Aufgebotsbescheinigung keine Eheschließung. Man wendet sich an den Ortsgeistlichen, eine Reihe von Zeugen wird herbeigeholt, welche an Eidesstatt versichern, daß sie das Aufgebot im Aushang gesehen und gelesen haben; da endlich erklärt sich der Standesbeamte zur Eheschließung bereit, worauf die kirchliche Trauung folgte. — Ob der Racheakt eines verschmähten Liebhabers, ob eine reine Bosheit vorliegt, ist nicht bekannt geworden, da der Dieb des Altenstückes bisher nicht ermittelt worden ist.

— Wegen fortgesetzter Soldatenmißhandlungen ist dieser Tage, wie die „Münchener Post“ berichtet, der Unteroffizier Leonhard Lösch im bayerischen Eisenbahnbataillon vom Münchener Geschworenengericht zu 2 Monaten 15 Tagen Gefängniß verurtheilt worden. Derselbe hatte in der Zeit von Mitte November bis Ende Dezember Mittags oder Abends oder gar früh Morgens sämtliche Leute seiner Korporalschaft zu sich in's Zimmer kommen und dieselben theils auf dem Stuhle, theils auf dem Boden die Kniebeuge mit und ohne Gewehrstreifen 50 bis 300 Mal machen lassen und dies in einer Weise fortgesetzt, daß viele der Soldaten dabei einfach umfielen. Sobann hatte er im November an verschiedenen Tagen während des Exercierens vier Gemeinen Schläge mit der Säbelscheide über die Hände versetzt, so daß diese anschwellen, mit Blut unterliefen und sie während einiger Tage die Finger nicht mehr biegen konnten. Er trat auch, wie sich noch ergab, während des Exercierens die Soldaten oftmals absichtlich auf die Zehen.

— Goslar. Der bekannte Harzschriststeller Professor Dr. Heinrich Proehle, dessen 70. Geburtstag soeben gefeiert worden, durchstreifte schon vor 45 Jahren als junger Forscher sagen- und märchenforschend die grünen Berge und Thäler des schönen Harzes. So traf er auch eines Tages bei Verbaach einen alten Waldarbeiter, bei dem er, wie er meinte, vor die rechte Schmiede gekommen zu sein glaubte. „Da müßt Ihr“, versetzte der frische Wanderer im Laufe des Zwiegesprächs, „auch im Besitz vieler Harzsagen sein.“ Etwas verblüfft, doch aber bald sich sammelnd, antwortete der biedere Alte treuherzig: „Dree Stück hebb' ek davon to Hus; de eene daugt nicht, mit der andern geist et noch, — de dritde sniedet ower wie Gist!“

— Napoleon I. ahmte, wie in mancher anderen Hinsicht, so auch bezüglich des Schnupfens dem großen Preußenkönig Friedrich II. nach. Man erzählt, daß er aus jeder Dose, welche er irgendwo erblickte, nicht allein schnupfte, sondern sie auch einsackte. Allerdings geschah dies nur in der Zerstreuung, in welcher er sich beinahe stets befand; aber seine Generale, welchen es peinlich sein mußte, von ihrem kaiserlichen Herrn eine auf diese Weise verschwundene Dose zurückzufordern, hüteten sich darum begreiflicher Weise, ihm eine so verhängnißvolle Gelegenheit zu geben. Das ganze Verfahren nannten sie boshaft genug: „Schnupfen à la Napoleon.“ Einst kam ein Mann zum Kaiser, der in dem Rufe stand, jeden Zeitgenossen äußerst geschickt zu kopiren. Der Kaiser, ein Freund von solchen Künsten und gerade gut aufgelegt, ließ es sich gefallen, daß man ihm vor seinen versammelten Generalen eine Vorstellung gab. Der Mann erwies sich als ein vortrefflicher Nachahmer. Voltaire und Robespierre waren schon kopirt, Franz I. von Oesterreich und Friedrich Wilhelm III. von Preußen. . . .

„Verstehen Sie es, auch mich zu kopiren?“ fragte Napoleon. — „Wenn Eure Majestät befehlen!“ — „Alle Wetter! Da bin ich neugierig!“ . . . Der Künstler nahm eine bestimmte Stellung ein, verschob seine Gesichtszüge, und der damalige mächtigste Mann Europas sah sein wohlgetroffenes Ebenbild vor sich. Napoleon klatschte begeistert Beifall, seine Generale folgten diesem Beispiel. . . . „Aber eines fehlte noch“, sagte der Mimiker, „um die Kopie möglichst der Wirklichkeit nahe zu bringen.“ — „Das wäre?“ fragte Napoleon. — „Eure Majestät schnupfen.“ — Die Laune des Kaisers wurde immer besser. . . . „Da haben Sie Recht“, erwiderte er, indem er ihm eine kostbare, mit Diamanten besetzte Tabatière reichte. Der Künstler nahm eine Priße, wiederum in allen Einzelheiten genau nach dem Vorbild des Kaisers — steckte die Dose in die Rocktasche und verschwand. . . . Napoleon soll aber herzlich gelacht haben, als man ihm erzählte, daß man diese Art und Weise „Schnupfen à la Napoleon“ nennt.

— Grobes Mißverstehen. Dame: „Sie können's glauben, meine Tochter erseht zwei Mädchen!“ — Herr: „So alt wäre die schon?“